

Das Ende

Von Thomas Knackstedt, Ahlfeld

Die Straße sieht aus, wie die Oberfläche einer aufgewühlten, stürmischen See. Doch hier schlagen keine schaumgekrönten Wogen mit archaischer Gewalt aufeinander ein, sondern eine Trümmerspur unglaublichen Ausmaßes scheint in der Zeit eingefroren zu sein. Metall- und Plastikteile, Bekleidungsstücke, Äste und undefinierbare Gegenstände bedecken knapp 50 Meter der Straße und bieten ein Bild der Verwüstung, das ich schon viel zu oft sehen musste.

Wir waren nah dran an der Unfallstelle. Das ist nicht immer gut. Der zweite Wagen aus dem Nachbarrevier fährt praktisch zeitgleich mit uns vor. Die kleine Kreisstraße ist eigentlich keine Todesfalle. Jedenfalls nicht, wenn man die Geschwindigkeitsbeschränkung von 70 km/h beachtet. Unterlässt man das allerdings, dann kann eine unscheinbare Kurve, die maximal 100 km/h verträgt, das Sprungbrett aus dem Leben werden. Der Fahrer des Wagens, der diese gigantische Trümmerspur verursacht hat, ist vermutlich von genau diesem Sprungbrett abgesprungen.

Wir steigen aus und verschaffen uns einen Überblick. Die Dunkelheit hat das Licht des Tages bereits vertrieben. Es sind Momente wie diese, von denen man glaubt, sie würden einem schlaflose Nächte bereiten. Sie tun es nicht. Oft funktioniert man einfach nur, macht seinen Job und ist von einem Schutzschild umgeben, dessen Herkunft man nicht kennt. Ich sehe den Anstoß des Wagens an einem großen Eichenstamm Ausgangs der Kurve. Die Rinde des Baums ist zerfetzt, genau hier beginnt die Trümmerspur. Der Wagen hat auch noch den nächsten Baum erwischt und ist anschließend, vermutlich trudelnd wie ein abgeschossenes Kampfflugzeug, in einen dritten Baum gerast. Um den Stamm dieses Baums hat sich der Wagen gewickelt wie ein nasser Schwamm. Beim ersten Anblick kann ich nicht erkennen, ob es sich bei dem riesigen Stück Schrott, das dort am Baum klebt, um einen Fiat Panda oder einen 500er Mercedes handelt. Alle Formen und Konturen wurden komplett zerstört. Das ist kein Auto mehr, sondern eher ein surreales Kunstwerk.

Auf dem Acker, etwa zwanzig Meter von der Fahrbahn der Straße entfernt, liegt ein lebloser Körper. Ich laufe auf den Acker und passiere, ehe ich den Körper erreiche, zwei einzeln auf der dunklen Erde liegende Schuhe. Ich werde das nie verstehen, aber bei Unfällen dieser Art werden den Opfern durch die elementare Wucht des Aufpralls fast immer die Schuhe vom Leib gerissen. Als ich neben dem Körper in die Hocke gehe, sehe ich sofort, dass es hier nichts mehr für mich zu tun gibt. Der junge Mann, der vor mir liegt, ist tot. Sein Kopf ist zerschmettert, der Körper völlig unnormale verdreht. Er sieht aus, als hätte ihn ein Riese mit gigantischer Kraft gegen eine Wand geschleudert.

Mit diesen Verletzungen war der Mann in jedem Fall sofort tot.

Ich stehe langsam auf, wende meinen Blick zum Unfallwagen hin und entdecke einen zweiten menschlichen Körper. Er lehnt sitzend an der Rückseite des Baumstamms, um den der Wagen sich gewickelt hat. Als ich aus dem Streifenwagen stieg, konnte ich ihn nicht sehen. Ich laufe hinüber und treffe dort gleichzeitig mit meinen Kollegen ein. Wir beugen uns über einen weiteren jungen Mann, der noch am Leben ist. Aus der Ferne höre ich bereits die Sirene des Rettungswagens. Hilfe ist also unterwegs. Während meine Kollegen die Unfallstelle absichern und weitere Maßnahmen einleiten, bleibe ich neben dem Schwerverletzten hocken. Der junge Mann ist im sprichwörtlichen Sinne weiß wie eine Wand. Seine Augen liegen tief in seinem Kopf und starren geschockt ins Nirgendwo. Die Atmung des Mannes ist so flach, dass sie kaum spürbar ist. Gleichzeitig ist bei jedem Atemzug ein seltsam pfeifendes Geräusch zu hören. Ich halte die Hand des Mannes und fühle seinen Puls regelrecht fliegen. Ich rede beruhigend auf den Mann ein. Er ist vielleicht zwanzig Jahre jung, wenn überhaupt.

„Halte durch“ höre ich mich sagen, „der Arzt ist gleich da.“ Während ich das sage, lasse ich meinen Blick über den Körper des Mannes gleiten. Auch er hat seine Schuhe verloren. Ein Bein ist im Unterschenkel fast in einem rechten Winkel abgeknickt. Auch die Hüfte scheint seltsam unnormale verschoben zu sein. Der Oberkörper des Mannes ist blutüberströmt. Als ich nach der Wunde suche, aus der all dieses Blut stammt, werde ich im Bereich der Brust fündig. Dort ist eine klaffende, weit aufgerissene Fleischwunde erkennbar. Doch das Blut am Hals des Mannes erklärt diese Wunde nicht. Ich beuge mich um den Körper des Mannes herum, ohne seine Hand loszulassen und erkenne jetzt den Blutstrom, der aus dem Ohr gelaufen ist. Die Sirene des Notarztwagens ist jetzt so laut, dass sie mir in den Ohren wehtut.

Ich habe den Tod schon oft gesehen. Vielleicht viel zu oft. Ich bilde mir ein, dass man ihn spüren, fühlen, erahnen kann. Jetzt, nachdem ich das Blut aus dem Ohr rinnen sehen, spüre ich seine Anwesenheit. Wir sind nicht allein. Auch wenn ich den Tod nicht sehen kann, er ist hier. Ganz sicher. Vielleicht überlegt er noch, ob er den jungen Mann mitnehmen soll oder ihn vielleicht doch ein anderes Mal aus dem Spiel nehmen wird. Ich habe darauf keinerlei Einfluss, bin lediglich ein stummer, machtloser Beobachter.

Dann erscheinen zwei Sanitäter und der Arzt neben mir. Sie beginnen sofort mit lebensrettenden Maßnahmen. Ich gehe einen Schritt zurück und beobachte die Situation. Die Augen des jungen Mannes haben sich nicht um einen Deut verändert. Er schaut an einen Ort, den niemand sonst von uns sehen kann. Die hektische Betriebsamkeit der Sanitäter täuscht nicht darüber hinweg, dass der

Tod noch immer unter uns ist. Ganz nah, lauernd, abwartend, seine Chance suchend.

Eine Minute später ist alles vorbei. Eigentlich stirbt es sich nicht mehr schnell, wenn man erst einmal in den Händen der modernen Notfallmedizin ist. Aber eigentlich bedeutet nicht immer. Ich sehe, wie sich die Augen des Mannes schließen und weiß in diesem Moment, dass es vorbei ist. Das Ende sieht ganz genau so aus. Ich könnte den Rettungskräften sagen, dass sie sich die Beatmung und Herzdruckmassage schenken können. Natürlich mache ich das nicht. Ich bin diesbezüglich ganz sicher nicht der Fachmann. Und doch weiß ich Bescheid. Ich drehe mich und gehe auf die Straße. Unter meinen Füßen knirschen Tausende von Glassplittern. Ich erkundige mich bei meinen Kollegen, wie wir die Arbeit an der Unfallstelle aufteilen. Aus den Augenwinkeln heraus bekomme ich mit, dass die Sanitäter ihre Bemühungen eingestellt haben und ein Tuch über den Leichnam ziehen. Ich lasse meinen Blick über die Straße und den angrenzenden Acker schweifen. Ich kann den Tod noch immer nicht sehen; selbst wenn er noch da wäre. Aber ich bin mir ziemlich sicher, dass er verschwunden ist. Leise und ohne aufzufallen. Irgendwann werden sich unsere Wege wieder kreuzen. Das steht fest...